Fürstin Taja.

Roman von Erich Ebenstein.

(1. Fortsetzung.)

Aglaja starrte ihn entsetzt an. „Das kann dein Ernst nicht sein! Hast du nicht gesagt, daß dein Leben mir gehört? Daß du dich mir verpflichtet fühlst?"

„Eben darum. Glaubst du denn, daß es mir leicht wird?"

„Nein — nein, es wäre wahnsinnige Grausamkeit! Hast du so schnell vergessen, was ich dir sagte, Rainer? Daß ich ohne Dich nicht mehr leben könnte, daß du die Sonne bist in meinem Leben?" Ihre Stimme klang so angstvoll, daß sich ihm das Herz dabei zusammenschnürte. „Rainer", flehte sie, „sage, daß du mich nur erschrecken wolltest! Tödte mich lieber — aber gehe nicht von mir!"

„Laja —!"

„Ich würde sterben ohne dich, glaube mir. Sieh mich nicht so erschrocken an. Wirklich, Rainer, alles will ich ertragen, nur nicht, dich zu verlieren!"

„Dann sehe ich keinen Ausweg."

„Doch — ich weiß einen!" Sie trat an ihn heran und sah ihn mit seltsam unruhig glitzerndem Blick an. „Wenn du fort gingest, wäre damit ja nichts geholfen. Der Fleck auf meinem Rufe bliebe. Man würde blos glauben, daß man recht hatte. Aber einen Weg giebt es, wo alles bleiben könnte, wie es war, und die Welt doch glauben würde, daß sie uns unrecht that."

„Und dieser Weg?"

„Du mußt heirathen, Rainer!"

Er wich bestürzt zurück und starrte die Fürstin ungläubig an. Das konnte sie doch nicht ernsthaft gemeint haben?

Sie aber folgte ihm und schmiegte sich schmeichelnd an ihn wie ein Kätzchen, indem sie hastig weitersprach. „Ja, Rainer, so viel ich auch denke — es ist der einzige Weg! Du mußt mir dieses Opfer bringen — du mußt! Es ist ja auch nicht so schwer, wie es auf den ersten Blick scheint. Schließlich bist du der letzte Riedburg und müßtest doch einmal heirathen. Warum also nicht jetzt?"

„Weil —. Nein, es ist unmöglich, Laja! Es wäre der frivolste Grund, der denkbar ist, um eine Ehe zu schließen. Welchem Weibe dürfte ich solchen anthun, ohne ihm das Recht zu geben, mich einen Schurken zu nennen?"

„Närrchen — braucht sie denn zu wissen, warum du sie heiratheſt? Vor ihr und der Welt sind wir Freunde, haben nie etwas Wärmeres für einander gefühlt!"

„Es wäre ein Betrug."

„Mein Gott, wie schwerfällig ihr Männer seid, wenn es gilt, etwas einfach Vernünftiges zu thun! Glaubst du, es ist edler, wenn jemand ein Mädchen um des Geldes willen heirathet?"

„Ich würde das niemals thun!"

„Weil du es gottlob nicht nöthig hast. Aber Tausend thun es, Männer und Frauen, mit vollem Bewußtsein, und niemand tadelt sie darum. Liebe ist — in unseren Kreisen wenigstens — der seltenste Grund, eine Ehe zu schließen. Ich gebe ja zu, daß es schön wäre, aber es geht nun eben nicht immer im Leben. Und ein Betrug ist es noch lange nicht. Du wirst ja deine Frau niemals schlecht behandeln, wirst sie sicher nicht unglücklich machen. Du giebst ihr eine schöne Stellung in der Welt, du machst sie reich, denn natürlich mußt du ein armes Mädchen heirathen —"

„Warum?"

„So begreife doch! Es darf eben keine sogenannte ‚Partie' sein, denn dann würde man an eine Vernunftheirath denken. Arm muß sie sein und leidlich hübsch, damit man an nichts anderes glaubt, als an eine Heirath aus Liebe. Die Gesellschaft meine ich. ‚Wenn er aus wahrer Neigung heirathet, kann er doch die Lambach nicht lieben', wird man sagen. Somit war alles Klatsch. Wenn ihr dann auf Riedenau lebt, nehme ich mich deiner Frau an wie eine ältere Schwester, wir sind jeden Tag beisammen, und alles wird gut sein. Siehst du das denn nicht ein, Rainer?"

„Es geht nicht — ich kann nicht!" stieß er gequält heraus. „Meine ganze Seele sträubt sich gegen diesen schmählichen Handel!"

Aglaja schmiegte sich so innig an ihn, wie nie zuvor und faltete bittend die Hände. „Rainer — thu's um meinetwillen! Du hast erst heute gesagt, ich solle dich jederzeit daran mahnen, daß du Pflichten gegen mich hast. Ja, du hast sie in der That! Man tritt nicht in das Leben einer Frau, um sie nachher elend zu verlassen und dem Spott der Welt preiszugeben, wenn man ein Mann von Ehre ist! Was geschehen ist, geschah ohne unsere Schuld, aber du allein kannst es gut machen. Willst du mich denn elend machen?"

Ihre Nähe verwirrte ihn. Schwerathmend schob er sie von sich. „Mißbrauche deine Macht nicht, Laja! Du appellirst an meine Ehre und verlangst doch eine ehrlose Handlung!"

„Nein, nein — aber zum ersten Male im Leben bitte ich dich um etwas! Zum ersten Male verlange ich einen Beweis deiner Liebe!"

Rainer erblaßte.

Und plötzlich warf sich die Fürstin, alle Besinnung verlierend, zu seinen Füßen nieder und rang flehend die Hände: „Rainer — nur dies eine Male gieb mir nach, und ich will es dir zeitlebens danken! Zerstöre mein Leben nicht!"

Außer sich versuchte er sie emporzurichten. „Laja, steh auf — um Gottes willen steh auf!"

„Nicht eher, als bis du gewährst, um was ich dich bitte!"

„Alles — alles, was du willst, nur steh auf!"

Sie athmete tief auf, wie von einer Last befreit, und erhob sich. „Ich danke dir, Rainer. Es wird schwer sein — nicht blos für dich. Aber wir müssen es eben tragen, beide, um einander nicht ganz zu verlieren."

Rainer blickte starr in das von rosa Schleiern sanft verhüllte Licht der elektrischen Lampen. Er suchte nach einem Faden in dem Chaos, das seine Seele erfüllte. Hatte er wirklich zugesagt? War er plötzlich wahnsinnig geworden, daß er in das Ungeheuerliche einwilligte? Scheu glitt sein Blick über die Fürstin hin, welche lächelnd vor sich hinsah.

Wußte sie denn, was sie verlangt hatte? Er wußte nicht, sollte er Grauen vor ihr oder Bewunderung empfinden über ihre Ruhe.

Endlich richtete er sich straff auf, und seine Stimme klang tiefernst. „Laja, eines mußt du dir völlig klar machen: wenn ich thue, was Du verlangst, dann darf in Zukunft zwischen uns nur noch von Freundschaft die Rede sein!"

„Gott ja — nimm's doch nicht so tragisch! Im Grunde sind wir ja ohnehin nicht viel mehr als Freunde."

„Das Wort Liebe darf nicht mehr fallen zwischen uns!" fuhr er unbeirrt fort. „Mit dem, was wir fühlen, müssen wir trachten, innerlich fertig zu werden. Ich lade Schuld genug auf mich, indem ich ein ahnungsloses Wesen unter solchen Umständen an mich kette — äußerlich wenigstens darf ich nicht zum Betrüger an ihr werden."

Es war eine so unbeugsame Entschlossenheit in Rainers Wesen, daß die Fürstin unwillkürlich einen Theil ihrer Sicherheit verlor. „Ja—selbstverständlich. Ich bin ja mit allem einverstanden und so dankbar, daß du überhaupt einwilligst."

„Wann soll es sein?" fragte Rainer mit fremd klingender Stimme, ohne sie anzusehen.

„Sobald als möglich natürlich." Die Fürstin setzte sich wieder an den Tisch und wies Rainer mit einer Handbewegung an, ein gleiches zu thun. „Ich habe auch schon eine Frau für dich gefunden", fuhr sie zaghaft fort, ihn von der Seite prüfend ansehend.

Er schwieg.

„Sylvia v. Mahrenberg."

Rainer machte eine überraschte Bewegung, blieb aber stumm.

„Du bist mit ihr verwandt durch deine Mutter, die eine Mahrenberg war. Als sie noch auf Föhrenhain mit ihren Eltern lebte, hast du oft mit ihr gespielt. Sie ist ein gutes Mädchen und es soll der armen Waise nicht besonders gehen auf dem dürftigen Mahrenberg bei ihrer geizigen, verbitterten Großmutter. Die glänzenden Verhältnisse, in die du sie versetzest, werden ihr wie der Himmel erscheinen. Ich habe sie viele Jahre nicht gesehen, aber die Graden erzählte mir, daß sie sehr hübsch geworden sei. Man wird bei Sylvia also absolut an nichts anderes denken können, als daß dich nur die Liebe bewegt, sie zu heirathen."

Rainer hatte schweigend zugehört. In seiner Erinnerung tauchte ein kleines, blondes, wildes Mädchen auf mit blauen Augen, nichtssagenden Zügen und rothen Händen. Er haßte rothe Hände. Unwillkürlich flog sein Blick zu Lajas weißen, schmalen, wohlgepflegten Händen.

Hübsch sollte Sylvia geworden sein? Kaum denkbar. Aber das war ja schließlich gleichgültig. Jedenfalls war sie arm und vielleicht würde sie es wirklich als Glück ansehen, Gräfin Riedberg zu werden. Natürlich wollte er sehr gut und rücksichtsvoll zu ihr sein. Langsam fing er an, sich mit dem Plane Lajas auszusöhnen.

„Wann soll ich hin?"

„Ich habe es mir so gedacht", erklärte die Fürstin eifrig. „Du reisest zuerst zu Tante Sephine nach Dollenau — Dollenau liegt ja ganz bei Mahrenberg — und klärst erst Dolls über unsere Beziehungen auf. Von Liebe kein Wort. Wir sind gute Freunde, weiter nichts. Im Grunde ist das ja keine Lüge. Gleichzeitig läßt du deine Absicht merken, um Sylvia zu werben. Du willst heirathen, und Sylvia hat dir immer gefallen und —"

„Im Gegentheil. Sie hat mir immer mißfallen. Sie war so wild und gar nicht aristotratisch."

„Das brauchst du ja niemand auf die Nase zu binden. Von Dollenau beginnst du deine Werbung. In drei Wochen kannst du mit Sylvia im reinen sein, und im Fasching macht ihr Hochzeit. Ja — willst du?"

„Wollen — nein! Aber ich habe dir mein Wort gegeben und werde es halten. Morgen reise ich nach Dollenau."

Aglaja reichte ihm die Hand. Ihr Blick war wieder ruhig und voll Dankbarkeit. Der Dank des Kätzchens an den Löwen, der sich großmüthig opfert, damit das Kätzchen nicht aus der Ruhe kommt.

Rainer dachte nichts dergleichen. Ihm war genug, daß er das geliebte Wesen so ruhig vor sich sah, und er empfand fast eine geheime Wonne bei dem Gedanken, daß er ein Opfer für Laja bringen durfte. Das Wort „Freundschaft", welches er sich dabei immer vorsagte, wirkte schließlich beruhigend wie ein narkotisches Mittel.

3. Kapitel.

Es war später Nachmittag, als Graf Riedberg nach zweistündiger Wagenfahrt die Dachspitze von Dollenau erblickte.

In Budweis, wo er auf den Krumauer Zug warten mußte, hatte er unerwartet Gesellschaft getroffen. Als er, seine Cigarre rauchend, auf dem Bahnsteig stand, wurde ihm plötzlich auf die Schulter geklopft, und eine bekannte Stimme fragte überrascht: „Riedberg — meiner Treu, du bist's! Was führt denn dich ins Böhmerland?"

Sich umwendend, erkannte Rainer in dem eleganten, jagdmäßig ausgerüsteten Herrn mit dem graumelirten Haar den Baron Ferry Peneda.

Sie schüttelten einander herzlich die Hände.

„Ich fahre nach Dollenau zu Tante Sephine", sagte Rainer. „Und du?"

„Nach meinem neuerworbenen Jagdhaus Hubertusruhe. Bin ganz vernarrt in den alten Kasten. Famose Jagd: Fasanen, Rebhühner, Hasen, Rehe, auch ein paar Sümpfe mit prächtigem Wasserwild!"

„Du hast Hubertusruhe gekauft? Das wußte ich ja noch gar nicht."

„Ist auch noch nicht lange her. Der junge Sternberg machte mich aufmerksam, daß es zu haben sei. Gradens Schwager, dem es früher gehörte, ist kein Jäger, so ist das Revier ein bischen verwildert. Aber ich und Soltan — so heißt mein Jäger — werden's schon wieder hochbringen."

„Also bist du noch immer so versessen auf die Jagd?"

„Es ist meine einzige Leidenschaft! — Aber weißt du, Riedberg, da kommt mir ein famoser Gedanke. Geh doch mit mir! Hubertusruhe ist gar nicht weit von Dollenau, und das Nest hab' ich riesig gemüthlich herrichten lassen. Soltans Frau, die früher Herrschaftsköchin war, kocht vorzüglich, und Paul, den ich gestern als Quartiermeister vorausschickte, bedient uns. Während ich birsche, kannst du bei Dolls stecken, so oft du magst. — Ja?"

„Ja danke dir. Es ist sehr lieb, daß du mich einlädst, aber diesmal geht es wirklich nicht."

„Bist du angemeldet bei Dolls?"

„Ich habe ihnen vor der Abreise von Wien aus telegraphirt. Uebrigens habe ich noch einen anderen Zweck bei meinem Kommen, als Dolls zu sehen."

„Ah, wirklich? Darf man fragen?"

„Lieber erst später. Also nimm's nicht übel, lieber Peneda. Vielleicht suche ich dich bald einmal auf."

„Schade. Es wäre riesig nett gewesen. Aber wenigstens können wir zusammen fahren, ich freue mich ja kindisch, dich wieder einmal zu sehen! Wo steckst du denn eigentlich immer?"

„Auf Riedenau. Ich war so lange fort, und da giebt's nun mancherlei zu thun."

„Natürlich — natürlich! So ein großes Gut wie Riedenau! Freilich ein bischen langweilig auf die Dauer — ich meine, wenn man nicht Jäger ist, denn für den Jäger ist das Land der schönste Aufenthalt."

Rainer athmete unwillkürlich auf. Gott sei Dank, der wenigstens wußte nichts von dem Klatsch!

Sie kannten sich seit vielen Jahren. Peneda war noch ein Freund von Rainers Vater gewesen und hatte dem Sohn die Freundschaft bewahrt. Er gehörte zu den Leuten, die niemand etwas in den Weg legten und froh sind, wenn sie selber Ruhe haben.

Seine Spezialität war Weiberhaß und Ehescheu. Ein Weib, das er abgöttisch liebte, hatte ihn schmählich sitzen lassen, und danach haßte er die Frauen leidenschaftlich, und sah die Ehe als das größte Unglück für den Mann an.

Abgesehen von dieser Marotte war er ein harmloser, guter Mensch.

In Krumau erwartete sie Penadas Diener mit einem Wagen. Während der Fahrt, die sie natürlich gemeinsam machten, da ihr Weg bis Dollenau der gleiche war, wurde meist über die Gegend und ihre Bewohner geplaudert.

„Warst du auch in Mahrenberg?" fragte Rainer im Verlauf des Gespräches.

Peneda lachte. „Versteht sich. Sind ja meine nächsten Nachbarn. Nach Dollenau, das südlich von Hubertsruhe liegt, ist's gut zehn Minuten weiter. Die Besuche bei der alten Mahrenberg sind ja mein Hauptspaß."

„Wieso?"

„Nun, du weißt doch, daß sie vor Geiz sich und die Ihren dem Hungertode nahe bringt."

„Sie haben's halt nicht sehr dick."

„Na — so elend ist's doch nicht bestellt. Freilich, viel ist nicht da, aber zum Leben würde es schon reichen. Da bildet sich aber die Alte ein, sie müsse betteln gehen, wenn einmal ein Gast vorspricht. Na, oft kommt's ja nicht vor, denn die Leute sind schon gewitzigt, aber hie und da verirrt sich doch jemand hin. Dann sollteſt du die Mahrenberg sehen! Erst ist sie möglichst grob, damit man nur ja bald wieder geht, und zieht das nicht, bleibt ein Gast über eine Mahlzeit, dann ist sie außer sich vor Wuth über jeden Bissen. Meist bekommt man ohnehin nichts als Thee."

„Wirklich? Das kann ja nett werden. Ich gedenke nämlich, oft in Mahrenberg vorzusprechen."

„So?"

„Ja. Meine Mutter war eine Mahrenberg, allerdings aus der jüngeren Linie. Als sie noch auf Föhrenhain lebte, war ich viel dort. Sylvia war meine Spielgenossin. Diese Kinderfreundschaft will ich nun auffrischen."

Wieder lachte Peneda. „Nun, viel Glück dazu! Man bekommt das Mädel selten genug zu Gesicht. Sieht übrigens aus wie aus dem vorigen Jahrhundert. Ich glaube, sie muß alle alten Kleider der Großmama abtragen. Dabei wird sie von der Alten furchtbar niedergehalten, wagte kaum, die Augen aufzuschlagen, ist linkisch und unbeholfen, schlecht frisirt, reizlos und ohne Spur von Konversationstalent."

Rainer schwieg und drehte nervös an seinen Schnurrbartspitzen.

Das hörte sich allerliebst an! Und dabei sollte die Welt an eine Liebesheirath glauben!

„Einzig die Augen an ihr sind hübsch", fuhr Peneda fort. „Wenn Weiberaugen nicht ausnahmslos verlogen wären, könnte man beinahe glauben, hinter diesen verträumten Augen steckte etwas Besonderes. Uebrigens wenn du nach Mahrenberg willst, dann laß dich dort von mir einführen. Ich bin der einzige Mensch, der sich erlauben darf, zu erscheinen, ohne angefahren zu werden."

„Wieso denn?"

„Sehr einfach, weil ich nie mit leeren Händen komme und kein Verlangen trage nach dreimal abgebrühtem Thee und alten Cakes. Erst lasse ich die Alte natürlich immer zappeln, dann aber rücke ich heraus: ein paar Hasen, einen Rehrücken, Wildenten oder dergleichen — für die Dienerschaft natürlich." Uebrigens besteht diese nur aus einem alten weiblichen Gespenst Namens Monika und einem noch älteren Diener, der zugleich Gärtner, Hausknecht und Beschützer der Damen ist. Diese ‚Gaben für die Dienerschaft' rufen stets ein entzückendes Grinsen in Malwida v. Mahrenbergs Gesicht und haben mir ihr altes Herz total erobert."

Rainer antwortete nicht. Zerstreut glitt sein Blick über die waldreiche Gegend. In der Ferne tauchte eine Pappelallee auf, dahinter ein altes Giebeldach.

„Dollenau!" sagte er und richtete sich lebhaft auf.

„Ja. In zehn Minuten sind wir dort. Grüße mir Dolls recht herzlich, morgen oder übermorgen spreche ich vor."

— — — — — — — — — — —

Man hatte Rainer erst mit dem Abendzug erwartet, und das ganze Haus kam ein wenig außer Rand und Band, als er plötzlich da war. Felician v. Doll, ein vierundachtzigjähriger Greis, ließ seine Patience liegen und eilte ihm, so rasch es ging, bis an die Treppe entgegen.

Tante Sephine — eigentlich war sie Rainers Großtante, denn sein Vater war ihr Neffe gewesen — begrüßte ihn mit aufrichtiger Herzlichkeit.

Sie war eine stattliche alte Dame, nahe an den achtzigen, mit lächelndem Gesicht und merkwürdig jungen Augen. Ein Spitzenumhang, wie man ihn in ihrer Jugendzeit getragen, lag ihr um die Schultern, und auf dem sorgfältig frisirten weißen Haar saß ein schwarzes Spitzenhäubchen. Alles an ihr war nett, sauber und gleichsam getränkt von behaglicher Güte. Ihr hagerer Gatte mit der schlotterigen Greisenhaltung, dem kindisch gewordenen Blick und der heiseren Stimme sah fast wie ihr Vater aus, obwohl er nur wenige Jahre älter war.

Das Haus, ein alter Bau, der mit viel Raumverschwendung gebaut war, machte einen hellen, freundlichen Eindruck. Es war angefüllt mit altmodischen Möbeln und allerlei Kram aus vergangener Zeit. Nicht ein Stück war modern. An den Fenstern gab es sogar noch weiße Gardinen.

Aber das paßte so gut zu den zwei alten Leuten, daß niemand es anders hätte haben wollen. Wie hätte man sich zwischen diese alten Familienbilder, Rokokomöbel, das Spinett und den kunstvoll eingelegten Betschemel auch moderne Industrieerzeugnisse gestellt denken können!

Tante Sephine ließ es sich nicht nehmen, Rainer zu Kaffee und Kuchen zu nöthigen. Es half nichts, daß er versicherte, nicht hungrig zu sein, sie glaubte es einfach nicht.

Felician v. Doll kehrte wieder zu seiner Patience zurück, und so blieb Rainer mit der Tante allein im Speisezimmer.

Sie war noch immer voll Freude. „So lange warst du nicht bei uns, mein Junge! Fast ein Jahr. Und damals, gleich nach deiner Heimkehr von der großen Weltreise, nur einen Tag! Wie wird sich Walter freuen! Er ist draußen auf dem Felde, wo sie heute die Kartoffeln ernten. Du mußt wissen, er leitet jetzt die ganze Wirthschaft."

„Als ich das letzte Mal hier war, wollte er doch nichts davon wissen! Damals war er nur Musiker."

„Ja, und nachher Maler, Photograph und Chemiker. Immer alles mit Leidenschaft — du weißt ja, wie er ist! Noch kann er sich nicht entschließen, sich dauernd für einen Beruf zu entscheiden. Immer ist er unentschlossen. Auch jetzt. Ich bin zwar überzeugt, daß er am besten zum Landwirth taugt, aber er will es nicht zugeben. — Doch erzähle jetzt von dir, Rainer. So vieles möchte ich wissen. Du weißt ja, mich interessirt alles."

Sie wurde plötzlich verlegen, und auch Rainer empfand eine gewisse Befangenheit. Er wußte ja, woran sie in diesem Augenblick am meisten dachte. Und er war auch gekommen, um darüber mit ihr zu reden. Aber nun schien es ihm doch schwer. Er hatte die alte Frau sehr lieb, und eigentlich wollte er sie nun doch belügen.

„Ich soll dir auch Grüße bringen von Laja Lambach, Tante", begann er endlich, ihr gerade ins Gesicht blickend.

Sofort veränderten sich ihre Züge, aber sie sagte nichts.

„Du hast sie sehr gekränkt durch deinen Brief, liebe Tante!"

„Ich hielt es für meine Pflicht."

„Und thatest ihr doch ganz und gar unrecht! Es ist ja wahr, wir verkehren viel miteinander, aber wir sind doch Nachbarn und Verwandte. Wie konntest du nur glauben — freilich irgend jemand wird geklatscht haben. So sind die Menschen nun einmal."

Er sprach noch viel von Freundschaft herum, Worte, die ihm selbst albern erschienen. Unter ihrem unverwandt auf ihn gerichteten Blick wurde es ihm immer unbehaglicher. Er verwirrte sich und stockte.

Da nahm sie seine Hand und fragte sanft: „Warum sprichst du nicht weiter, mein Junge? Oder hättest du vielleicht schon zu viele Worte gemacht in einer Sache, die — die du harmlos darstellen möchtest, ohne daß sie es wirklich ist?"

„Tante Sephine!"

„Ich frage dich nichts mehr, Rainer. Deine Augen können nicht lügen, wie gerne sie es auch jetzt möchten! Lassen wir diese Sache also ganz und gar ruhen."

„Aber ich muß —"

„Du mußt gar nichts. Ich habe es gut gemeint mit euch, und ihr wollt nicht hören. Rechenschaft abzulegen habt ihr niemand als Gott und euch selbst."

Ihr Ton klang auf einmal bitterernst, und in Rainer stieg etwas wie Trotz auf.

„Gut. Im Grunde hast du recht. Laja und ich sind wirklich keine Kinder mehr."

Eine verlegene Pause trat ein. Nach einigen Minuten, die beiden wie eine Ewigkeit erschienen, hatte die alte Baronin ihr gütiges Lächeln wiedergefunden.

„Rainer", sagte sie freundlich, als wäre nichts vorgefallen, „ich hoffe, du bleibst diesmal recht lange bei uns. Du weißt ja gar nicht, wie lieb wir dich alle haben, und welch ein Sonnenschein dein Kommen für uns ist!"

Dabei streckte sie ihm mit mütterlicher Zärtlichkeit die Hand entgegen, die Rainer schweigend drückte.

Er athmete beklommen und stand auf. So dazusitzen unter dem guten ehrlichen Blick dieser alten Frau, die ihm zeitlebens eine zweite Mutter gewesen, hielt er einfach nicht länger aus.

Er trat an das Fenster und blickte zerstreut auf den gegenüberliegenden Wald.

„Wenn du erlaubst, möchte ich diesmal wohl ein paar Wochen bleiben, Tante Sephine", begann er nach einer Weile in erzwungenem gleichgültigem Ton. „Ich muß dir nämlich gestehen, daß ich nicht allein, um euch zu sehen, nach Dollenau kam. Ich verbinde mit diesem angenehmen Vergnügen noch einen anderen Zweck."

„Und darf man diesen erfahren, lieber Junge?"

„Gewiß. Ich bin nämlich des Alleinseins müde und gedenke mich zu verheirathen."

Rainer wußte nicht, wie fremd seine Stimme bei den letzten Worten geklungen hatte, aber er athmete auf, als dieses Geständniß heraus war.

Sephine Doll hatte die Augen in maßlosem Erstaunen auf ihn gerichtet. „Und deshalb kommst du zu uns nach Dollenau? Hier herum giebt es doch weit und breit keine heirathsfähigen Töchter."

„Doch, es giebt eine: Sylvia Mahrenberg!"

„Rainer!!" Die alte Dame hatte es so erschrocken gerufen, daß er unwillkürlich herumfuhr. Da stand sie schon neben ihm und umklammerte seinen Arm. „Sage, daß ich nicht recht gehört habe. Es kann ja nicht sein! Sylvia — o Rainer, was fällt dir denn ein?"

„Mein Gott, ist meine Werbung denn gar so befremdend?" fragte Raizer die alte Dame. „Ich habe mit Sylvia als Knabe gespielt. Ich bin ihr gut und sie wird sicher nichts dagegen haben, das elende Mahrenberg mit Riedenau zu vertauschen."

Wieder kam diese dumme Verwirrung über ihn unter Sephinens starr und forschend auf ihn gerichteten Blick. Es war wirklich peinlich. Als ob sie jeden heimlichen Gedanken seiner Seele läse. Aergerlich stieß er heraus: „Oder meinst du etwa, Sylvia sei nicht gut genug zur Gräfin Riedberg? Das wäre doch schließlich meine Sache!"

„Zu gut ist sie — viel zu gut!" sagte die Baronin mit einem Ernst, wie Rainer ihn nie zuvor von diesen freundlichen Lippen gehört hatte. „Und ich dulde nicht — hörst du, Rainer — ich dulde nicht. daß du dieses Mädchen, das ich wie ein eigenes Kind liebe, so erniedrigst!"

„Erniedrigen?" In Rainers Augen blitzte es auf. „Wenn ich sie liebe und zur Gräfin Riedberg machen will?"

„Du liebst sie nicht! Glaubst du, ich weiß nicht, warum du sie heirathen willst? Die Welt von heute muß sehr verdorben sein, daß sie einen Edelmann so tief sinken läßt. —Nein, Rainer, es ist schändlich, schändlich, was du thun willst! Denke an deine Eltern, die einander so innig geliebt haben. Die Ehe ist etwas Großes, Heiliges, mein Junge. und wehe denen, die sie entwürdigen! Aber das kam ja auch nicht aus deiner Seele, nicht wahr? Ihr habt einfach den Kopf verloren, und du glaubst nun, es gäbe keinen andern Ausweg. Ja, so wird es gewesen sein. Aber das, was du da thun wolltest, mein Junge, wäre ein Verbrechen, größer als alles andere. Das mußt du nun begreifen. Eine Sünde wider Gott, wider die Natur, wider dich selbst, denn nur bitterstes Elend könnte euch allen daraus erwachsen."

(Fortsetzung folgt.)

Jeder Mensch, der Welt und Leben tiefer kennen gelernt, hat in seinem Herzen eine Rumpelkammer mit verstaubten Illusionen und verrosteten Idealen.

* * *

Serbien hat, ehe es zur Kriegserklärung schritt, erst weislich einmal seine Munitionskammern untersucht und — sie leer befunden.

* * *

Soviel ist sicher, der Sultan ist nicht mehr der einzige kranke Mann Europas.

* * *

Der gefährlichste Größenwahn ist die eingebildete Bescheidenheit.

* * *

über den Uebergang Bosniens und der Herzegowina aus dem Okkupations- in den Annexionszustand. John Bull macht die Sache anders. Er begnügt sich mit der dauernden Okkupation. Siehe Zypern und Aegypten.

* * *

Die bekannten Viertelstündchen sind im allgemeinen viel länger als die Viertelstunden.

In der Verlegenheit.

Chef (der früher als gewöhnlich ins Geschäft kommt und bemerkt, wie der Kommis gerade die Buchhalterin küßt): „Was geht denn hier vor?"

Kommis (stotternd): „Ich glaube... Ihre Uhr!"